

Gudula Bonell CJ

Sr. M. Gudula Bonell CJ, geboren 1946 in Bamberg, trat nach ihrem Abitur 1965 in die Gemeinschaft der Congregatio Jesu (damals: Englische Fräulein) ein. Von 1971 bis 1991 war sie im Schuldienst in Bamberg und Nürnberg tätig, ehe sie von 1991 bis 2003 als Formationsleiterin in Rumänien wirkte. Seit 2008 ist sie als Seelsorgerin und Hausoberin in Thüringen tätig.



Gudula Bonell CJ

Called to bring hope – Gerufen, Hoffnung zu bringen

Zur Situation von Ordensgemeinschaften in Mittel- und Osteuropa mit dem Fokus auf der Congregatio Jesu

Einleitung

„Called to bring hope – Gerufen, Hoffnung zu bringen“ ist das Leitmotiv der Generalkongregation der Congregatio Jesu im Herbst 2011. Dabei wird es um unsere apostolische Ausrichtung in der Zukunft gehen, die sich noch mehr als Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden nach den Maßstäben Jesu gestalten wird und als Präsenz dort, wo sie wirklich not-wendend ist. Dabei setzen unsere mittel- und osteuropäischen Provinzen wichtige Impulse. So freue ich mich, dass die Ordenskorrespondenz in diesem Heft auf die Entwicklung im ehemals kommunistischen Europa eingeht.

Diese Entwicklung ist sehr vielfältig, weist Höhen und Tiefen auf, und spiegelt bei allen Unterschiedlichkei-

ten in geballter Form Grundzüge der Geschichte unserer westeuropäischen Ordenslandschaft seit dem Zweiten Weltkrieg wider. Dabei spinnt sich trotz mancher schmerzlichen Prozesse der „rote Faden Hoffnung“ hindurch. Die Entfaltung des Ordenslebens in den mittel- und osteuropäischen Ländern ist eine „Geschichte der Hoffnung“, die ich selbst zwölf Jahre lang miterleben durfte.

Kurz ein Wort zu meiner eigenen Geschichte, die mich berechtigt, diesen Artikel überhaupt zu schreiben: 1991 wurde ich von meiner damaligen Generaloberin zum Aufbau einer strukturierten und dem 2. Vatikanischen Konzil entsprechenden Formation nach Rumänien gesandt. Ich hatte den Kontakt zu unseren Schwestern schon seit 1978, als ich zum ersten Mal, getarnt als Touris-

tin, die kleine, am Stadtrand von Bukarest lebende Schwesterngruppe besucht hatte. Ein Stück meines Herzens blieb nach dem Besuch bei diesen tapferen Frauen in Rumänien, sowie ein leiser Wunsch, bei einer eventuellen Wende dort einmal beim Aufbau mitzuhelfen. Noch mehrere Male besuchte ich in der kommunistischen Zeit unsere Schwestern und durfte miterleben, wie bereits 1984 die mutige Oberin zusammen mit dem jetzigen Erzbischof von Bukarest einen heimlichen Neuanfang wagte: Junge Frauen arbeiteten im „Untergrund“ in Pfarreien, in Werkstätten zur Herstellung von kirchlichen Gewändern und in der Landwirtschaft von „St. Agnes“, dem Anwesen der Schwestern, auf dem sie zurückgezogen lebten. In aller Stille und Diskretion genossen sie – so gut es eben ging – eine Formation und legten auch bereits zeitliche Gelübde ab. Der Kontakt darüber zum Generalat in Rom war gefährlich, aber möglich.

Zu einem Zeitpunkt, an dem ich meinen Wunsch schon vergessen hatte, holte mich die Sendung als Formationsleiterin nach Rumänien damit ein. Aus den zunächst geplanten zwei Jahren wurden zwölf. So schreibe ich diesen Artikel auf der Grundlage meiner persönlichen Erfahrung, die dann nach meiner Rückkehr 2003 immer wieder aktualisiert und erweitert wurde, vor allem durch meine Tätigkeit als Beraterin der Solidaritätsaktion Renovabis (2004 – 2010) für mittel- und osteuropäische Frauengemeinschaften. So beziehe ich mich in meinen Ausführungen auf die weiblichen Orden und lege den Fokus auf meine eigene Ordensgemeinschaft, die Congregatio Jesu, in Rumänien bis zur Wende unter dem Namen „Institut Sancta Maria“ bekannt. Meine Dar-

stellung kann aber durchaus als exemplarisch für die meisten weiblichen Ordensgemeinschaften in Rumänien betrachtet werden.

Geschichte unserer rumänischen Ordensprovinz in großen Zügen

Bereits seit 1852 wirkten die Schwestern der heutigen Congregatio Jesu in Rumänien und hatten sich zur blühenden Ordensprovinz mit fünf großen Schulen im Land entfaltet. Angefordert von der Ortskirche, um der am Boden liegenden Mädchenerziehung aufzuhelfen, waren die Anfänge der ersten

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Schwestern, die von München nach Bukarest gereist waren, bescheiden und opfervoll wie jede Pionierarbeit. Volksschule, Lyzeum mit Abitur, Haushaltungsschule, Internat und Waisenhaus wurden nach und nach aufgebaut. Mit gleicher Liebe wurden katholische und rumänisch-orthodoxe Mädchen erzogen. In Kriegs- und Seuchenzeiten erwies sich das Institut als vorbildlich durch Überlassung von Gebäudeteilen als Lazarett, durch furchtlose Pflege und spontanes Handeln dem Gebot der Stunde entsprechend. 1948 setzte das kommunistische Regime dem fruchtbaren Wirken der Schwestern ein jähes Ende. Die großen Schulen wurden enteignet, die ausländischen Schwestern

weggeschickt; die Kandidatinnen und Novizinnen mussten in ihre Familien zurückkehren. Auch zeitliche Gelübde wurden unter dem Druck der Situation vom Nuntius gelöst. Die rumänischen Schwestern, die schon Ewige Gelübde abgelegt hatten, konnten zwar im Feriendomizil in den Karpaten und in der ehemaligen Landwirtschaft der Schwestern am Stadtrand von Bukarest zusammenbleiben, waren aber zum langsamen Aussterben verurteilt. Ihrer Treue ist es zu verdanken, dass das Institut in Rumänien nach der Revolution nicht bei Null anfangen musste.

Die rasante Entwicklung der Ordensprovinz nach der politischen Wende 1989/90

Für diese tapferen Schwestern war es wie ein Seme, der nach der langen Winternacht von Unterdrückung und Not aufgegangen ist: Zahlreiche junge Mädchen kamen vor allem aus den katholischen Gebieten der rumänischen Moldau, um sich ganz in den Dienst Gottes zu stellen. Bei aller Freude und Dankbarkeit für diese positive Entwicklung wuchsen mit der Zahl der jungen Schwestern auch die Sorgen und Probleme für die Institutsleitung in Rom und vor Ort: Die jungen Schwestern brauchten eine den Richtlinien des 2. Vatikanischen Konzils und der inneren Entwicklung der Spiritualität entsprechende Formation. Auch waren der Bau eines Hauses und einer Kirche dringend notwendig. Ebenso erhob sich die Frage nach einer beruflichen Ausbildung als Vorbereitung auf ihre apostolischen Aufgaben und Einsätze. Für viele von ihnen mussten Wege gefunden werden, das Abitur nachzuholen, da es auf den

Dörfern nur einen Schulabschluss mit acht Klassen gab. Auch die wirtschaftlichen Sorgen waren bedrückend. Leider hat die rumänische Provinz bis heute keines der 1948 konfiszierten Häuser zurückbekommen. Auch die Bemühungen um eine entsprechende Entschädigung waren bisher vergebens.

Trotzdem haben die Schwestern mit einfachen Mitteln ein fruchtbares Apostolat begonnen. Ehemalige Schülerinnen, beglückt über die neuen Möglichkeiten „ihrer“ Schwestern, führten geeignete junge Schwestern in die Kindergartenarbeit ein. Ausbildungen dafür und der notwendige Kampf um die staatliche Anerkennung der Kindergärten folgten. Jahre später konnten sie auch an der bischöflichen Grundschule arbeiten bzw. in Braila eine eigene Grundschule begründen. Die Einsicht, dass man trotz der neu gewonnenen religiösen Freiheit die großen gymnasialen Internatsschulen von früher nicht wieder herstellen konnte, war für die älteren Schwestern schmerzlich. Ermutigt von der Generalleitung, „nicht einem abgefahrenen Zug nachzuschauen“, wandten sich die Schwestern neben der Erziehung in Kindergarten, Hort und Grundschule sozialen Aufgaben zu. So wurde beispielsweise ein Altersheim errichtet und mehrere Familienprojekte wurden ins Leben gerufen.

Meine persönlichen Erfahrungen in der Zeit des Wiederaufbaus der Gemeinschaft in Rumänien (1991 – 2003)

Obwohl ich an der Jahreswende 1989 /1990 mit großer innerer Anteilnahme die Geschehnisse der Revolution in Rumänien miterlebt hatte, war meine Sen-

derung als Formationsleiterin nach Rumänien im Jahr 1991 wie ein Überfall von Seiten Gottes. Trotzdem Ja dazu zu sagen, war für mich, mir meiner in der Profess ausgedrückten Bereitschaft bewusst, keine Frage. Ich hatte auch noch einige Monate Zeit, mich innerlich und äußerlich darauf einzustellen und die rumänische Sprache zu erlernen. Mit Eifer wollte ich hingehen und den jungen Schwestern meine ganze Kraft schenken. Doch waren die ersten Jahre schwer. Ich war Ausländerin, war aus dem Westen, der begehrenswert und bedrohlich zugleich war. Nie hatte ich Mentalitätsunterschieden oder Volkseigentümlichkeiten besondere Bedeutung beigemessen. Nun spürte ich sie am eigenen Leib und sie grenzten mich in manchen Situationen aus. Ich arbeitete mit deutscher Zähigkeit und Gewissenhaftigkeit, machte Fehler, lebte und litt und ging in meiner Aufgabe auf. Dies half mir, trotz allem glücklich zu sein, aber meine innere Heimat blieb in den ersten Jahren Deutschland. Irgendwann sagte ich dann einmal meinen Nürnberger Mitschwestern nach zwei Wochen Aufenthalt bei ihnen, dass ich nun wieder „nach Hause“ müsse. Ganz von selbst war meine Identifikation mit dem Volk, in dem ich lebte, weiter gewachsen.

Ich hatte das rumänische Volk in mein Herz genommen und fühlte mich als eine von ihnen. Durch Mitfeiern der Feste und Teilnahme am Brauchtum, durch immer besseres Erlernen ihrer Sprache und Lieder konnte ich Zugehörigkeit erwerben. Trotzdem blieb ich auch irgendwo die Fremde, empfand schmerzlich die Momente, in denen ich mir bewusst wurde, dass ich anders dachte und fühlte, weil ich eben nicht

nur die war, die sich im Lauf der Jahre langsam, aber stetig inkulturiert hatte, sondern auch die, die ich vorher war, geprägt durch Elternhaus und Erziehung und durch ein 45-jähriges Leben in Deutschland.

Auch in meiner Aufgabe als Formationsleiterin habe ich manche schmerzliche Erfahrung gemacht. Den Schwestern, die am Stadtrand von Bukarest und in einem zweiten Haus in den Karpaten die 40 Jahre des kommunistischen Regimes erlebt und überlebt hatten, war Zurückgezogenheit hinter die Klostermauern aufgezwungen worden. So war ihr Leben vom monastischen Ablauf des Ora et Labora geprägt. Die Aufbrüche des Ordenslebens durch das Konzil mit allen positiven und negativen Auswirkungen waren an ihnen vorbei gegangen. Sie hatten schwere Zeiten durchgemacht, mussten hart arbeiten, um sich durch die kleine Landwirtschaft ihr Brot zu verdienen. Das Leben hatte sie selbstlos und opferbereit gemacht. Das erwarteten sie jetzt auch von den jungen Frauen, die eintraten, nämlich „bete und arbeite“, wobei der Aufbau ja wirklich ganze Kraft erforderte. So war es für die älteren Schwestern schwer verständlich, dass die fällige Kirschen-ernte, die Arbeit in Hof und Weinberg, das Entladen der Hilfstransporte, Aus- hilfen in den Pfarreien und die beginnenden Ausbildungsgänge nicht mehr Vorrang vor einer gesicherten Zeit für Gebet und geistliche Ausbildung haben sollten, und dass man nicht gleichzeitig Novizin und Studentin sein konnte. Es hat einige Jahre gedauert, bis ich diesbezüglich in geordneten Strukturen arbeiten konnte.

Eine weitere Problematik bestand für mich in der Vielzahl der aufgenom-



menen jungen Schwestern: Ich begann meine Tätigkeit mit 38 Novizinnen in zwei Jahrgängen. In den ersten Jahren war ich auch für die Schwestern im Juniorat mit verantwortlich. Das neue Haus war erst im Rohbau, und so waren wir räumlich sehr beengt. Natürlich hatte ich auch noch Schwierigkeiten mit der Sprache. Nach zwei Sätzen vergaßen die Novizinnen, langsam zu sprechen und ich musste immer wieder nachfragen. Rückblickend staune ich, mit Dankbarkeit Gott gegenüber, dass ich es geschafft habe, mit jeder Novizin 14-tägig und mit jeder Juniorin monatlich ein persönliches Begleitgespräch zu führen. Denn neben der Formation führte ich noch viele andere Arbeiten aus, die dem Aufbau von Strukturen in der Provinz dienten. 1996 bat dann die Oberin, die ja bis zu meinem Kommen die gesamte Provinz einschließlich der Formation geleitet hatte – es kann ihr nur größter Respekt und Bewunderung für ihren Einsatz durch schwere Jahre gezollt werden –, die Generaloberin um Ablösung. So wurden 1997 eine Provinzoberin, ein Provinzrat, eine Hausoberin, die sich einen Konsult wählte, und eine Junioratsleiterin eingesetzt und die Entwicklung zur äußeren und inneren Form einer Provinz, wie sie in unserer weltweiten Congregatio Jesu geführt wird, konnte nun schneller voranschreiten.

Ebenso ging auch die Ausbreitung im Land durch weitere Gründungen von Filialen, durch Übernahme neuer Apostolatsaufgaben zum Wohl der Menschen zügig voran. Auch das Land an sich nahm eine, wenn auch langsame, Entwicklung zum Besseren. Junge Menschen hatten mehr Möglichkeiten, Ausbildungen zu machen und Arbeit zu

finden, wobei der Trend der Suche nach Arbeit im Ausland zunahm.

Langsam, aber stetig verringerte sich die Zahl der jungen Frauen, die in Bukarest um Aufnahme baten. Etwa ein Viertel aller nach der Wende eingetretenen Schwestern verließen die Gemeinschaft wieder, oft nachdem sie Schule und Berufsausbildung abgeschlossen hatten. Mögen sie in Familie und Beruf ihre Frau stehen. Kontakte mit ihnen bezeugen immer wieder, dass die Zeit, die sie im Orden verbracht haben, prägend und wichtig für sie gewesen ist.

2002 konnte mich bereits eine meiner ehemaligen Novizinnen als Noviziatsleiterin ablösen, 2003 verließ ich in innerem Frieden und in der Hoffnung, dem Heiligen Geist ein einigermaßen brauchbares Werkzeug gewesen zu sein, Rumänien, um mich nach einer Sabbatzeit neu zu orientieren. „Gott hat für alles seine Zeit. Er gebe, dass wir dankbar sind!“ (Mary Ward)

Die heute bereits wieder völlig veränderte Situation

Im vergangenen Sommer besuchte ich nach längerer Pause die rumänische Provinz. In den vielen guten Gesprächen, in denen wir fröhliche und schmerzliche Erinnerungen auffrischten, aber auch über die aktuellen Probleme, über die Zukunft der Provinz und des Landes überhaupt diskutierten, konnte ich mir ein Bild über den heutigen Stand unserer rumänischen Provinz machen.

Keine der jungen Schwestern arbeitet heute noch hauptberuflich in Haus und Hof. Fast alle Schwestern haben eine Ausbildung und sind in apostolische Aufgaben integriert, in denen sie direkt



am Menschen sind, am jungen Menschen in den verschiedenen Phasen der Erziehung, am Kranken und Alten oder am Menschen in Armut und besonderen Notlagen. Für den Dienst der Pfarrhaushälterin gibt es eine eigene bischöfliche Kongregation, so dass sich unsere Schwestern auch aus dieser Aufgabe zurückziehen konnten. Die Schwestern sind beweglich und bereit, wenn es um Versetzungen geht, sind im guten Sinn selbstbewusst und nutzen die Vorteile ihrer Alterssituation: Die meisten der über 120 Schwestern sind zwischen 30 und 50 Jahren.

2005 eröffnete die rumänische Provinz mit drei Schwestern eine neue Kommunität in Cupcini, einer kleinen Stadt im Norden der Republik Moldawien. Sie bestärken in diesem noch stark von den Spuren des Kommunismus gezeichneten Land die wenigen Katholiken im Glauben, sind darüber hinaus aber offen für die Begegnung mit „allen Menschen guten Willens“.

Jüngstes Projekt ist in Bukarest ein Frauenprojekt in der Zusammenarbeit mit Lea Ackermann (SOLWODI) zur Wiedereingliederung von Frauen, die der Zwangsprostitution entkommen konnten oder die im Land von ihren Männern Gewalt erfahren.

Leider wird die Alterssituation der Kommunitäten in etwa drei Jahrzehnten dieselbe wie bei uns heute sein, denn die Rumänische Provinz hatte in den letzten Jahren kaum noch Eintritte. Drei Schwestern befinden sich noch in der Formation, in unserer deutschsprachigen Provinz hingegen sind es derzeit 14 inklusiv unserer drei Postulantinnen. Das hängt mit der Diasporasituation der Katholiken in Rumänien zusammen, mit der Vielzahl der Kongregationen

in dieser Diaspora, aber auch mit den wachsenden Möglichkeiten im Land, sich beruflich und privat zu verwirklichen. Ein weiterer Grund ist wohl die veränderte Familiensituation in Rumänien. Während die ersten Novizinnen durchwegs aus kinderreichen Familien kamen, mit oft acht bis zwölf Kindern, haben heutige rumänische Familien auch im ländlichen Bereich im Durchschnitt nur ein bis drei Kinder.

Ein Blick auf die Gesamtsituation des Ordenslebens in Rumänien

Nach der Wende kamen zahlreiche ausländische, vorwiegend italienische Kongregationen ins Land, so dass bis heute die Zahl der weiblichen Ordensgemeinschaften von zwölf (1948) auf 75 angestiegen ist. Die positive Wirkkraft ihrer Anwesenheit war und ist ein wichtiger Baustein im religiösen, geistigen und sozialen Wiederaufbau des Landes.

Jedoch wurden dabei auch Fehler gemacht: Junge Mädchen, die noch nicht reif für eine echte Lebensentscheidung waren, ließen sich von der Anziehungskraft, die das Ausland für viele Rumänen hat, anlocken und reisten zur Formation nach Italien.

Leider gab es neben der Gruppe junger Frauen, die ihren Weg zum Orden bewusst fanden und gingen, auch die traurige Bilanz derer, die die Gemeinschaften wieder verließen, jedoch nicht in die Heimat zurück kehren wollten und in der Prostitution landeten. Ich erinnere mich an eine vom Vatikan beauftragte Schwester, die eigens nach Rumänien kam, um mit den ausländischen Gemeinschaften festzulegen, dass die Formation im Lande stattfinden

müsse. Es waren Jahre schmerzlicher Lernprozesse für viele kleinere, ausländische Ordensgemeinschaften, die ja mit bester Absicht nach Rumänien gekommen waren.

Was Ordensgemeinschaften im westlichen Europa derzeit bezüglich des Mangels an Berufungen erleben, ist ebenso die Realität der meisten Kongregationen in Rumänien. Der „Exodus“, der in den Jahren nach dem Konzil von vielen Gemeinschaften im Westen schmerzlich erfahren wurde, ist in Rumänien noch nicht abgeschlossen.

Auch kontemplative Orden und neuere geistliche Gemeinschaften, die ins Land kamen, erleben momentan keinen nennenswerten Aufschwung. Jedoch können sich die meisten apostolischen Kongregationen in den nächsten Jahren noch gut ausgebildeter, einsatzfreudiger Schwestern in den besten Jahren erfreuen.

Eine wichtige Rolle bei der Wiederbelebung des geistlichen Lebens in Rumänien kommt der CRSM (Rumänische Konferenz der Höheren Ordensoberinnen) zu, die Schwestern aller Kongregationen und aller Altersstufen ein breit gefächertes Angebot von Kursen macht. Fünf Kommissionen – Ordensformation, Berufungspastoral, Ökumenismus, Sozialarbeit, Einsatz für die Würde der Frau –, in denen kompetente Schwestern aus dem ganzen Land mitwirken, organisieren zahlreiche Kurse, die gern wahrgenommen werden, denn sie bestärken das Gemeinsame unter den vielen Kongregationen, ermöglichen einen ehrlichen und hilfreichen Austausch von Erfahrungen und ermutigen zum apostolischen Einsatz in bewährten Projekten, aber auch dazu, Neuland zu betreten.

Neben den Kursen bemüht sich der Vorstand der Ordenskonferenz um gute Beziehungen zur männlichen Ordenskonferenz, zu Kirche und Staat. Gerade letztere Beziehungen sind wichtig, denn viele Gesetze sind noch unklar und erschweren die Arbeit der Ordensgemeinschaften.

In der Generalversammlung im Herbst 2010 verabschiedeten die 57 teilnehmenden Höheren Oberinnen eine Botschaft, aus der ich nur kurz zitieren will: „Wir wollen eine prophetische Stimme Gottes sein, die zur Hoffnung aufruft und zu einem radikaleren Leben aus dem Evangelium in einer Gesellschaft, in der Werte durch Un-Werte ersetzt werden. Wir wollen eine Stimme sein, die stört, die das Gewissen aufrüttelt, damit sich die Menschheit im Dienst am Leben engagiert.“

Ein neues, sehr beachtenswertes Projekt wurde in Cluj im Haus der Ordenskonferenz begonnen: Eine Schwester, die das psychotherapeutische Studium abgeschlossen hat, begleitet in Dreimonatskursen jeweils fünf Schwestern mit psychischen Problemen, schwere Krankheitsbilder ausgeschlossen. Der Bedarf ist vorhanden, weil immer wieder jüngere Schwestern traumatische Erlebnisse aus der Kindheit aufzuarbeiten haben.

Ordensleben in Rumänien wird Zukunft haben, wenn seine Mitglieder (und die, die Gott rufen will!) alle Mühe aufwenden, die Zeichen der Zeit zu erkennen, im Geist des Evangeliums in Frieden und Gerechtigkeit vorangehen und die notwendige kontemplative Komponente eines verantwortungsbewussten und großherzigen Einsatzes in unserer globalen Welt nicht vernachlässigen.

Unterschiedliche Ausprägungen des Ordenslebens in Rumänien und Deutschland

Noch einmal möchte ich unter dieser Überschrift auf meine Erfahrungen in der Zeit nach 1990 zurückkommen. Denn da wurde ich mir bereits der Unterschiede bewusst. Was hatte den „Eintrittsboom“ ausgelöst? Was hat die vielen jungen Menschen, von denen die meisten gerade 18 Jahre alt waren, veranlasst, in Ordensgemeinschaften einzutreten? Wieder würde ich sagen, dass die im Vergleich zum Westen zeitverzögerte Entwicklung in Kirche und Familie eine große Rolle gespielt hat. Die jungen Frauen aus den katholischen Dörfern in der Moldau (ein Gebiet beginnend etwa bei Bacau bis hinauf zur heutigen Republik Moldavien) waren in ihrer Ortskirche noch wirklich „daheim“. Viele haben sich für den Kirchschnuck, für Gebetsstunden und Hilfsdienste in der Pfarrei engagiert; Mütter und Tanten wären selbst gern ins Kloster gegangen, wenn es in der kommunistischen Zeit möglich gewesen wäre; Großmütter und Großtanten waren oft Kandidatinnen verschiedener Kongregationen, die 1948 nach Hause geschickt worden waren. In den Familien wurde das Gebet gepflegt, Maria und die Heiligen verehrt – der Kommunismus konnte in den ländlichen Gegenden den Glauben nicht verdrängen. Das geistliche Klima für einen Ordenseintritt war also da. Jedoch gab es auch die anderen Beweggründe: bedrängende Familiensituationen durch Kinderreichtum, Armut und Alkoholismus, aus denen junge Frauen heraus wollten. So waren es gemischte Motive, mit denen junge Frauen in die Kongregationen eintraten. Oft kamen

ein paar Freundinnen zusammen, denn auch die Freude am gemeinsamen Unternehmen spielte eine Rolle – übrigens leider auch bei den Austritten, wo sich so manche junge Schwester dem Einfluss anderer nicht entziehen konnte. Während sich junge Frauen, die im Vergleichszeitraum im Westen in Ordensgemeinschaften eintraten, bereits mit der Spiritualität des Ordens, mit dem Leben der Gründer beschäftigt hatten und davon auch motiviert waren, traten die jungen rumänischen Frauen ein „aus Liebe zu Gott und um ihm zu dienen“. Dafür war es nicht so sehr von Bedeutung, welcher Kongregation sie beitraten. Weil die Congregatio Jesu, wie schon gesagt, bereits 1984 im Untergrund mit der Formation begonnen hatte, war sie eine der ersten Ordensgemeinschaften, die nach der Wende junge Frauen aufnehmen konnte. Es sprach sich bald herum, dass man in Popesti Leordeni am Stadtrand von Bukarest ins Kloster gehen könnte. Später kamen dann die ausländischen Kongregationen in die Dörfer und waren für junge Frauen, die eine Berufung zum Ordensstand in sich verspürten, direkte Ansprechpartner vor Ort. Für alle Kongregationen trifft zu, dass sich das, was oft mit gemischter Motivation begonnen hatte, im Laufe der Jahre zum bewussten Verbleiben in der Ordensgemeinschaft oder eben zum Verlassen derselben klären musste und klärte.

Ich möchte noch einen Unterschied bezüglich der apostolischen Ausrichtung erwähnen, der vor allem die Congregatio Jesu betrifft und nicht Kongregationen, die nach der Wende neu ins Land kamen: Die erste Generation der jungen rumänischen Schwestern war begeistert von den Erzählungen der



älteren Schwestern über das fruchtbare Wirken an den fünf großen Schulen. Was dann in der rumänischen Provinz zunächst eine „Notlösung“ war, nämlich der Einsatz in sozialen Projekten, weil die Rückkehr zur unterrichtlichen Tätigkeit gar nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich war, war in Deutschland eine von den jüngeren Schwestern erwünschte Entwicklung. Inzwischen ist jedoch unseren jungen rumänischen Schwestern klar, dass Ordensleute nach den Nöten der Zeit fragen müssen und den Schrei der Armen nicht überhören dürfen. So bringen sie sich heute mit Liebe und Großherzigkeit in ihre vielfältigen Dienste zur Linderung menschlicher, geistlich/geistiger und materieller Not ein.

Eine weitere Problematik, die für die Länder unter ehemals kommunistischer Herrschaft zum Tragen kommt, will ich nur vorsichtig ansprechen: Immer noch leiden die Menschen an den Folgen der kommunistischen Erziehung. Der derzeitige Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Jean-Claude Perisset, der ja vorher Nuntius für Rumänien war, meinte einmal, dass erst nach drei Generationen diese Folgen überwunden wären. Ich glaube, dass er damit recht hat. Jahrzehntlang mussten die Menschen mit zwei Gesichtern leben, durften nicht laut sagen, was sie wirklich dachten, mussten der Unwahrheit den Vorrang geben, um überleben zu können – unter Leidensdruck eingeprägte Verhaltensweisen, die sich nur langsam verändern lassen.

Heute würde ich sagen, dass die Gemeinsamkeiten wachsen und überwiegen. Diese Beobachtung konnte ich im Sommer bei meinem Besuch in Rumänien machen, aber auch schon in

den Jahren vorher, wenn ich in meiner Beratungstätigkeit bei Renovabis mittel- und osteuropäische Ordensgemeinschaften besuchte. Was Jugend im Allgemeinen verbindet, verbindet auch junge Ordensleute. Sie haben eine Vision für die Zukunft, sind versiert im Umgang mit Technik und modernen Medien, bringen sich voll Mut und mit der der Jugend eigenen Unbeschwertheit in ihre Sendung ein. Wie immer konkret Ordensleben, religiöse Gemeinschaften, geistliche Zentren usw. zukünftig ausschauen: In allen Überlegungen und Entwürfen spielt eine zentrale Rolle, dass junge Menschen nicht nebeneinanderher leben wollen, sondern eine Gemeinschaft suchen, in der sie aufeinander bezogen sind, Leben und Glauben miteinander teilen, zusammen planen, entscheiden, einander ermutigen, in die Zukunft gehen. Sie wollen direkt und offen miteinander kommunizieren und beweglich im Umgang mit Menschen sein. Ich meine, dass dies alles heute trotz mancher Tendenz zum Einzelkämpferdasein überwiegt.

Die Provinzen der Congregatio Jesu in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks

Unsere vier mittel- und osteuropäischen Ordensprovinzen – die tschechische, die slowakische, die ungarische und die rumänische – haben den Kommunismus überlebt und konnten bei dessen Zusammenbruch neu anfangen. Jede Provinz hatte durch die ihr während der totalitären Zeit aufgezwungene Situation eine etwas andere Entwicklung genommen.

Die ersten Gründungen in Bratislava und Prag, den Hauptstädten der Slowa-



kei und Tschechiens, gehen direkt auf unsere Ordensgründerin Mary Ward zurück. So gab es trotz der Staatenzusammenführung nach dem Ersten Weltkrieg eine *Slowakische* und eine *Tschechische Provinz*. Während der kommunistischen Zeit waren die Schwestern beider Provinzen in Tätigkeit, Ausbildung und Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Die Frauen, die sich in diesen Jahren der Congregatio Jesu anschlossen, taten das meist als „Untergrundschwestern“. Jedoch war es zwischen 1968 und 1973 (Prager Frühling!) möglich, offiziell in Orden einzutreten, aber dann wurde die Unterdrückung erneuert. Nach 1990, als der Kommunismus zusammengebrochen war, stieg die Zahl der Mitglieder in der Slowakischen Provinz schnell an. Die gut ausgebildeten slowakischen Schwestern sind besonders vielseitig – die Palette geht von der Präsenz im Universitätsbereich über neue Frauenprojekte, Arbeit mit den Romas, Pastoralarbeit, Unterricht an Schulen, Krankenpflege, Sozialarbeit bis zu verantwortungsvoller Medienarbeit. Die Tschechische Provinz, zahlenmäßig die kleinste der Congregatio Jesu, hat sich Ende 2008 mit der slowakischen zusammengeschlossen. Die Slowakische Provinz hat nach dem Niedergang des Kommunismus auch mutige Schritte in ihre Nachbarländer gemacht: In der Ukraine und in Russland engagieren sich Schwestern in insgesamt sechs kleinen Gemeinschaften vor allem im pastoralen und sozialen Bereich.

Fast 200 Jahre lang wirkten die Schwestern der *Ungarischen Provinz*, die auch in anderen Städten Niederlassungen gründete, vor allem in der Erziehungstätigkeit in Schule und Internat. Unter dem kommunistischen Regime wurden

die Schulen geschlossen, die Häuser enteignet und die Schwestern vertrieben. Sie kehrten in ihre Familien zurück oder setzten ihr Gott geweihtes Leben allein in einer kleinen Wohnung fort. Einige besonders mutige Schwestern arbeiteten in der „Untergrundkirche“ durch religiöse Unterweisung. Die Rückgabe der konfiszierten Kirchengüter nach der Wende hat sich in Ungarn glücklicher gestaltet als in Rumänien, so dass heute Schwestern in vier Schulen wirken, zwei davon mit Internat. Andere Dienste sind geistliche Begleitung, Exerzitienarbeit, Jugend- und Pastoralarbeit.

Leider gibt es momentan auch in diesen Provinzen wenig neue Berufe, wohl aber neue Zellen, die als „Biotope des Glaubens“¹ angesehen werden können. In der Erfahrung des Kleinerwerdens kann der Blick wieder geschärft werden für die ureigentliche Aufgabe der Kirche, nämlich Gottes Gegenwart unter den Menschen spürbar werden zu lassen. Es geht heute darum, „das Charisma und die Sendung mit solchen Formen und Strukturen, Systemen und Ideen, Aufgaben und Zielen zu beleben, die der heutigen Zeit, den heutigen Menschen und den heutigen Erfordernissen angemessen sind“².

Ordensleben in Europa – Hoffnung für die Geschichte

Was kann von den Ordensgemeinschaften in Mittel- und Osteuropa erwartet werden? Im Februar 2010 wohnte ich als Delegierte von Renovabis der 14. Generalversammlung der UCESM in Tschestochau bei und war zu einem kurzen Referat über die Eckpunkte der katholischen Soziallehre in ihrer

Bedeutung für das Ordensleben in Europa eingeladen worden. Mit einigen Statements daraus möchte ich meine Betrachtung abschließen:

- Ordensgemeinschaften sind vorrangig dazu berufen, den ganzen Menschen in seiner Not in den Blick zu nehmen, ihm Hilfestellung zu geben, seine Situation zu verbessern, seine Talente zu fördern und ihm zu vollem Menschsein zu verhelfen.
- Ordensgemeinschaften fördern Dialog und Gesprächsangebote für alle Menschen guten Willens: Es muss ihnen ein Anliegen sein, keinen Fäden abzuschneiden, sondern für alle Menschen ansprechbar zu sein, nicht monologisierend, nicht in eigene Vorstellungen festgefahren, sondern wirkliche Dialogpartner, offen, aufmerksam zuhörend und respektvoll. Wir können von jedem Menschen lernen, auch von dem, der eine ganz andere innere Welt hat als wir. Im Kommunismus war für freie Meinungsäußerung, eigenes Denken und Handeln kaum Platz. Ordensfrauen können denen helfen, die eine Kultur des Gesprächs und des Austausches erlernen wollen.
- Ordensgemeinschaften tragen bei zur nachhaltigen Verbesserung von Lebenssituationen. Sie sind gerufen mitzuhelfen, dass christliche Standpunkte nachhaltig gesellschaftlich wirksam werden, um das Bewusstsein für die notwendigen Schritte zur Bewahrung der Schöpfung zu schärfen. Gerade in den postkommunistischen Ländern haben Ordensgemeinschaften bezüglich der Schaffung eines neuen Verantwortungsbewusstseins für unsere Zukunft eine wichtige Aufgabe.

- Ordensgemeinschaften sind Multiplikatoren der Ideen der Soziallehre: Ihr Auftrag ist es, mit den Armen und Bedrückten Ursachen für belastende Ungerechtigkeiten zu suchen und Strukturen so zu verändern, dass immer mehr Gerechtigkeit, Befreiung und Versöhnung möglich werden. Gerade die Menschen in den ehemals kommunistischen Ländern, in denen die christliche Werteskala am Boden lag, können an ihnen und mit ihnen lernen, was soziales Handeln in einer Gemeinschaft heißt und bewirken kann.
- Ordensgemeinschaften leben Solidarität und Subsidiarität vor: Nur wenn sie ihre Fähigkeiten und Kräfte bündeln, können sie die gemeinsamen Ziele und Zwecke verwirklichen. Sie sind aufgerufen, den Menschen in Mittel- und Osteuropa Hilfe zur Selbsthilfe zu geben, Hilfe zur Entwicklung von Eigeninitiative, Freiwilligkeit und Kreativität. Dabei müssen sie auch eigene Erfahrungen in ihren Gemeinschaften machen, sie auswerten, um sie dann anderen vermitteln zu können. Das setzt Demut und die Bereitschaft voraus, aus Fehlern zu lernen, denn es geht um Verhaltensweisen, die auch Ordensleute selbst immer wieder einüben und neu reflektieren müssen.

.....

- 1 Deutsche Bischofskonferenz, Jahr 2000.
- 2 Vgl. Ute Leimgruber: „Frauenklöster – Klosterfrauen“.